

Fabrikleben – ehemalige Tobler-Arbeiterinnen und -Arbeiter erzählen

Marianne Flubacher, Kathrin Moser

«Wenn abends die Fabriksirene gellte, ergossen sich die Scharen der Arbeiter und Arbeiterinnen aus Toblers Fabriktor, und dieses Ausströmen von Menschen, die den Tag über mit etwas beschäftigt gewesen waren, was zu guter Letzt zu den begehrten Schokoladetafeln und Pralinen führte, dieses In-die-Freiheit-Gelangen, das das Gegenbild von Gefangenschaft und Gleichschal-



Fünf ehemalige Fabrikarbeiterinnen und -arbeiter erzählen von ihrer Arbeit in der Chocolat Tobler.

V.l.n.r: Lydia Pfeiffer, Hedwig Gygax, Biagio Giusto und Erika Sommer (Fritz Wäfler fehlt).

tung war, erteilte den einzigen Anschauungsunterricht von Arbeit, den das Quartier bot...»¹: Für den Schriftsteller Paul Nizon, der in der Berner Länggasse aufgewachsen ist, wird die Toblerfabrik im literarischen Rückblick auf die Jugend zum Symbol für freiheitsberaubende, monotone Arbeit. Tausende von Frauen und Männern haben die Fabrik von innen erlebt. Fünf ehemalige Arbeiter und Arbeiterinnen erzählen aus ihrem Tobler-Leben.

Fritz Wäfler: «Nid jedermas Sach»

Fritz Wäfler ist bei Verwandten auf einem Bauernhof im Entlebuch aufgewachsen. Weil er keine Lehrstelle findet, nimmt er Ende der Vierzigerjahre verschiedene Gelegenheitsarbeiten an. Im Herbst 1950 – die Weihnachtsfabrikation bei Chocolat Tobler ist in vollem Gang – erhält Wäfler in der Schokoladefabrik eine Anstellung. Vorerst ist er in der Conchen-Abteilung tätig. Hier wird die Schokolademasse in muschelförmigen Kesseln, den sogenannten Conchen, während 72 Stunden mit Eisenwalzen hin- und hergerührt, bis sie flüssig wird. In dieser Abteilung wird auch nachts gearbeitet, die Schicht dauert von 22 bis 6 Uhr: «Das isch sträng gsy, u ou nid jedermas Sach.» Im Conchen-Saal herrscht grosse Hitze. Wäfler denkt, dass er es hier nicht lange aushalten wird: «Die erschte drei Tag bim Tobler hei mir nid gfaue.» Doch Wäfler bleibt lange: 36 Jahre, bis zur Pensionierung.

Wegen der strengen Hygienevorschriften müssen die Maschinen in der Conchen-Abteilung regelmässig gereinigt werden. Hin und wieder gibt es böse Überraschungen. So etwa, wenn im Keller ein Schokoladetank wegen eines technischen Defekts überläuft und die braune Masse über den Boden fließt. Nach einem solchen Zwischenfall sind die Reinigungsarbeiten besonders mühevoll.

Nach einigen Jahren wechselt Fritz Wäfler in den ersten Stock. Hier ist er fortan für die Bestellungen der Zutaten verantwortlich. Anfänglich traut sich der Beförderte die neue Arbeit gar nicht zu: «I bi Vorarbeiter worde, ohni richtig aaglehrt zwärde.» In dieser Zeit wird er nachts immer wieder von ähnlichen Träumen verfolgt: Er chauffiert einen Car, obwohl er keinen Führerschein besitzt. Doch er gelangt stets heil ans Ziel. Oder er muss auf einem schmalen Brett ein Jaucheloch überqueren, was ihm am Schluss ebenfalls gelingt.

Im Dezember 1985 zieht Fritz Wäfler in die neue Fabrik nach Brünnen. Hier erledigt er verschiedene Arbeiten, bis er ein Jahr später in Pension geht: «Denn han ig my Sach gmacht gha!» Angefangen hat Wäfler mit einem Monatslohn von 360 Franken, am Ende seiner Tobler-Zeit verdient er etwas über 3000 Franken. Damit hat er eine vierköpfige Familie ernährt: «Mir sy geng uscho mit däm, wo mir hei gha.»

Lydia Pfeiffer: «E Wohnig mit Badzimmer»

Schon ihr Vater hat bei Chocolat Tobler gearbeitet, im Parterre in der Conchen-Abteilung. Er sei ein engagierter Gewerkschafter gewesen, erzählt Lydia Pfeiffer, und er habe sich sehr um die Arbeiterschaft gekümmert: «Di isch ihm wichtiger gsy aus mir Ching.» Die Arbeitertochter ist zehnjährig, als die Familie in eine Tobler-Wohnung in der Länggasse zieht. Als Kind spielt sie häufig vor der Fabrik.

1953 steigt auch Lydia Pfeiffer bei Tobler ein und übernimmt eine Saisonstelle, die ihr aber keine sichere Existenz bietet. Sie hat inzwischen selber Kinder und wohnt wieder in der Länggasse. Als Wicklerin packt sie zusammen mit sieben weiteren Frauen Tannzapfen, Samichläuse und andere Figuren in Cellophanpapier ein. Im Wickelsaal im zweiten Stock sind ausschliesslich Frauen beschäftigt: «D Scheffe hingäge sy geng Manne gsy.» Die Arbeit muss flink verrichtet werden. Fleissige Arbeiterinnen werden mit einem Zuschlag von maximal 35 Rappen pro Stunde belohnt.

Während Lydia Pfeiffer in der Schokoladefabrik am «Wickeln» ist, besorgt ihre Mutter den Haushalt und kümmert sich um die zwei älteren schulpflichtigen Kinder. Das Jüngste bringt Lydia Pfeiffer am Morgen in die städtische Kinderkrippe. Mittags treffen sich alle zum gemeinsamen Essen. Ihr Ehemann lebt in diesen Jahren nicht zu Hause. Er wohnt und arbeitet in Genf, da er in der Deutschschweiz keine Arbeit gefunden hat.

1956 erhält Lydia Pfeiffer eine Festanstellung in der Kartonage. Sie verteilt den sechs Mitarbeiterinnen Kartons zum Heften. Die neue Arbeit gefällt ihr nicht besonders. Noch im selben Jahr zieht sie mit ihren Kindern ins Murifeld, «in e Wohnig mit eme Badzimmer», und gibt ihre Arbeit beim «Töbu» auf: «Der Arbeitswäg isch mir z wyt gsy.»

Erika Sommer: «Viel Schönes erlebt»

Die in Deutschland aufgewachsene Erika Sommer, ledig und kinderlos, hat über 40 Jahre bei Tobler gearbeitet. Als sie 1946 eintritt, ist ihre erste Station der Expresstisch. Hier werden kurzfristige Bestellungen bereit gemacht. Ihr erster Stundenlohn beträgt 76 Rappen. Ferien hat sie drei Tage pro Jahr. Im Lauf der Jahre steigt ihr Lohn, und nach 15 Betriebsjahren hat sie Anrecht auf drei Wochen Ferien. Vom Expresstisch wechselt Erika Sommer später in die Musterabteilung, wo sie und ihre Kolleginnen die Schachteln gemäss den Vorlagen mit Pralinen füllen und Spezialanfertigungen herstellen: Geschenke für die Jubilarinnen und Jubilare sowie für Staatsbesuche: «Einmal war Montgomery bei uns in der Fabrik.» 1987, zwei Jahre vor ihrer Pensionierung, wird Erika Sommer zur Vorarbeiterin befördert. Der Betrieb in der

Erika Sommer an der Arbeit im Musterzimmer, Anfang 1960er-Jahre.



Länggasse ist nun eingestellt und die Schokoladeproduktion nach Brünnen verlegt, ein Musterzimmer gibts am neuen Arbeitsort nicht mehr. Sie habe bei Tobler «viel Schönes erlebt», obwohl es hin und wieder Zeiten gab, in denen man befürchten musste, den «blauen Brief» zu erhalten.

Hedwig Gyax: «Bir Fusion sy mir e chli hässig gsy über di Here Aktionäre»

Hedwig Gyax kommt Ende der Vierzigerjahre aufgrund eines Zeitungsinsertes zu Chocolat Tobler. Sie steigt als Saisonarbeiterin ein und erhält nach zwei Jahren eine feste Anstellung. Am Fließband füllt sie Schachteln auf, später befördert sie die schweren, mit Schokolade gefüllten Paletten von den Maschinen zu den Fließbändern, zuerst ohne Transportmittel, dann mit einem Stapler. Hedwig Gyax ist verheiratet und hat eine Tochter, die sie während der Arbeitszeit in die Obhut ihrer Schwiegermutter geben kann.

Die Mitgliedschaft in der Gewerkschaft ist in der ersten Zeit bei Tobler obligatorisch: «Entweder chömet dir i d Gwärkschaft u leischtet e Bytrag oder dir syt i 14 Tag dusse.» Zuerst sei sie der Gewerkschaft eher skeptisch gegenüber gestanden, erklärt Hedwig Gyax lachend. Später habe sie ihre Meinung geändert. Noch heute profitiere sie von der Mitgliedschaft: Ihre Steuererklärung wird gratis ausgefüllt, und jedes Jahr erhält sie Reisemarken.



«Einmal war Montgomery bei uns in der Fabrik.» Der Feldmarschall besichtigt die Toblerone-Produktion, links von ihm der junge Direktor Tell Sandoz, um 1950.

Hedwig Gygax ist ein Morgenmensch. Die gelegentliche Frühschicht, die um fünf Uhr beginnt, bereitet ihr deshalb keine Mühe. Sie schätzt das angenehme Arbeitsklima: Nicht nur das Verhältnis unter den Arbeiterinnen sei gut gewesen, sondern auch jenes zu den Vorgesetzten. Auch mit den Italienerinnen kommt Hedwig Gygax gut aus. In den 1960er-Jahren kommen viele Tobler-Arbeiterinnen und -Arbeiter aus Italien. In der Region Bern ist es schwierig, genügend Arbeitskräfte zu finden. Deswegen habe die Firma Tobler in Interlaken im Hotel Bahnhof einen Saal gemietet, in welchem 20 bis 25 Frauen aus der Umgebung Tobler-Schokolade verpackt hätten, erinnert sich Hedwig Gygax.

Eine ihrer Lieblingstätigkeiten ist das Abpacken der Schokolade. Sorgfältig werden Schleifen um die Schachteln gewickelt, und die Frauen sind «amigs scho chli stolz gsy uf die schöne Mäscheli», sagt Hedwig Gygax. Später wird die Arbeit in der Fabrik durch vermehrten Einsatz von Maschinen erleichtert, doch herrscht nun mehr Hektik. Die Produktion wird beträchtlich gesteigert, die Anzahl der Produkte sinkt.

Der Zusammenschluss von Chocolat Tobler mit Suchard 1970 führt bei dem Personal zu Verunsicherung. Es weiss nicht, ob seine Arbeitsplätze erhalten bleiben: «Bir Fusion sy mir e chli hässig gsy über di Here Aktionäre. Itz hei si wider zweni gseh, itz müesse si dä Tobler no verchouffe.» Einen

Ehrung Erika Sommers anlässlich ihrer 25-jährigen Betriebszugehörigkeit im Jahr 1973.



Vorteil bringt die Fusion jedoch mit sich. Von nun an haben die Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen Anrecht auf eine Pension. Dies hat sich Hedwig Gygax stets gewünscht, denn das Geld, welches sie von Tobler ausbezahlt bekommen hätte, wäre schnell aufgebraucht gewesen. Viele Arbeiter und Arbeiterinnen befürchten aber hohe Pensionskassenbeiträge und treten der Kasse deshalb nicht bei.

Der Umzug nach Brünnen 1985 ist für sie «furchtbar gsy, i bi mit Träne i de Ouge ggange». Seit Hedwig Gygax pensioniert ist, nimmt sie regelmässig an den Zusammenkünften der ehemaligen Tobler-Mitarbeiterinnen teil. An kulturellen Anlässen, bei Ausflügen oder einem gemütlichen Essen werden Erinnerungen an die alten Zeiten ausgetauscht. Man trifft sich auch ab und zu in Brünnen beim «Schoggiemarkt».

Biagio Giusto: «Früecher sy mir meh e Familie gsy und hei chly gschpasset»

In Brünnen sei alles viel anonym, sagt Biagio Giusto: «Wenn i am Morge i d Garderobe chume und e guete Morge wünsche, grüesse mi viu gar nid.» Heute sei die Arbeit mit mehr Stress und Hektik verbunden, doch sei sie abwechslungsreicher und weniger laut als früher. Man müsse nicht mehr den ganzen Tag an derselben Maschine stehen. Giusto arbeitet in Brünnen in der Putzequipe, zuvor war er für die Materialkontrolle und später für den Transport der Schokolade zuständig: «Da sy mir zwöi Lüt gsy u hei Überzty

gmacht wie verrückt!» Eine Woche wurde ihnen ausbezahlt, den Rest konnten sie als Ferien beziehen.

Giusto kommt mit 16 Jahren aus Süditalien in die Schweiz. Bevor er am 13. Mai 1968 die Stelle bei Tobler antritt, besucht er einen sechsmonatigen Sprachkurs. Da er noch nicht mündig ist, kann er keinen eigenen Arbeitsvertrag abschliessen. Bis zu seinem 18. Lebensjahr ist er im Vertrag seiner Mutter mit eingeschlossen, die schon sieben Jahre in der Schokoladefabrik arbeitet. In diesen zwei Jahren bezahlt er demnach auch keine AHV-Beiträge: «Das isch scho no schad, de hätt i de zwöi Jahr früener chönne ufhöre mit schaffe. Aber itze, we me guet zwäg isch, geit me no wyter ga schaffe, das isch nid eso schlimm.» Die ersten 16 Jahre bei Chocolat Tobler verbringt Giusto im dritten Stock der Fabrik unter dem Dach in der Kartonage: «Uh, im Summer isch es dert obe heiss gsy.» Er steht jeden Tag 9 Stunden und 15 Minuten an der Stanzmaschine und stellt Verpackungsschachteln in nahezu 100 verschiedenen Formen her.

Ende der Sechzigerjahre arbeiten sehr viele Italiener und Italienerinnen bei Tobler, aber auch Spanier und Pakistaner: «D Schwyzer het me a eire Hang chönne abzeue.» Nach der Arbeit gehen Giusto und seine Arbeitskollegen jeweils ins Restaurant «Schweizerbund» ein Bier trinken, hin und wieder spielen sie gemeinsam Fussball oder treffen sich zum Kegelspiel: «Frücher sy mir meh e Familie gsy und hei chly gschnasset.» Auch mit seinen Vorgesetzten habe er sich gut verstanden. Diese seien hilfsbereit und verständnisvoll gewesen: «I säge geng, d Firma isch kei Mueter, aber si het viu für eim chönne erledige.» 20 Jahre hat er mit demselben Chef zusammengearbeitet, die beiden sind gut ausgekommen. Doch «einisch bin ig stärensverrückt gsy, ha der Schurz abzoge u bi ggange.» Sein Chef habe ihn eingeholt: «Wo geisch häre?»; «I wott jetzt furt, i ha gnue!», habe er geantwortet. Doch Giusto ist bis heute geblieben. Wie viele andere auch.

Anmerkung

¹ Nizon Paul: Diskurs in der Enge, Frankfurt a. M. 1990, S. 16.